Von **Ferdinand Scherber.**

Aus der politischen Arena. — Novitäten aus der Musik- und Theaterwelt. — Das Ende des Faschings.

Wer vor Kurzem eines Abends in die Halle unseres neu renovirten Hotel Imperial gekommen wäre, hätte glauben können, er sei in eine Antichambre des noch renovirteren Königspalastes in Durazzo gekommen, vorausgesetzt, daß die eine so prunkvoll wie die andere ist. Die albanische Kommission war auf ihrer politischen Geschäftsreise, nachdem sie mit ihrem präsumptiven König zu einem hoffentlich mehrjährigen Abschluß gekommen, auch in Wien eingetroffen. Ich trank, ganz stilgerecht, eine Tasse schwarzen Kaffees in der Halle und konnte bei dieser friedsamen Beschäftigung die kriegerischen Albaner genauer betrachten. Natürlich ist die Kommission wohl ein ebensonders ausgewählte Musterkollektion des neuen Staates gewesen, denn ich kann nicht vermuthen, daß dort unten Abends die milde Sitte des Smoking herrscht und glaube, daß infolge des bisher mangelhaften Seifenimports die übrigen Albanesen nur dann dunkle Kravatten tragen, wenn sie sie als helle gekauft haben. Die Muster-Albanesen waren sehr lebhafte Leute mit intelligenten Gesichtszügen und trugen sich ganz westeuropäisch. Sie wurden hier mit großen Ehren empfangen, erschienen beim Monarchen in Audienz, waren Zeugen besonderer militärischer Vorführungen, und es wurde für sie sogar eine eigene Vorstellung in der Hofoper veranstaltet. Man gab aber nicht etwa den „Barbier von Bagdad", „Aida" oder sonst eine Oper orientalischen Gepräges, sondern zwei Ballette. Wahrscheinlich wollte man den Albanesen durch die schönen Beine unserer Balletteusen mimisch bedeuten, daß der Anschluß an Oesterreich für den noch jugendlichen Staat viel angenehmer und vortheilhafter sei, als an irgend eine andere Macht.

So macht, von obenhin betrachtet, die politische Welt einen ruhigen Eindruck und nur zeitweise Erschütterungen lassen den Kampf ahnen, der sich in den Tiefen vorbereitet und vielleicht doch eines Tages zu seinem höllischen Ausbruch kommt. Dieser alte Kontinent stöhnt in seiner senilen Entwicklung und eine Art Arteriosklerose der Kultur benimmt ihm in immer häufigeren Anfällen den Athem. Nie haben alle den Frieden so gewünscht als jetzt, und nie hat man den Krieg so unaufhörlich vorbereitet. Große Generalkriegsspiele, die, wie man ganz offen sagt, dem Ernstfalle mit Rußland angepaßt sind, drohende Probemobilisirung in Rußland, vermehrte Spionageprozesse, in denen der gewesene russische Militärattaché in Wien und der russische Generalstab als Auftraggeber nicht mehr hinter den Kulissen, sondern schon ohne täuschendes Kostüm auf der Bühne erscheinen, erhöhte Wehrauslagen, ein Schrei nach Menschen, nach Staatsbürgern für die Gewehre, ertönt. Bekanntlich hat schon der alte Römer den Grundsatz erfunden: Si vis pacem, para bellum, eine Sentenz, die jede neue Wehrvorlage begleitet, nur daß das Vorbereiten des Krieges vor Christi Geburt wesentlich billiger kam als nachher. Heute, wo nach fachlichen Schätzungen ein paar Schüsse aus Belagerungsgeschützen so viel Geld kosten, daß man einige Ringstraßenhäuser darum kaufen könnte, ist der bewaffnete Friede ein ewiger Krieg der Staaten gegen sich selbst....

Zu kriegerischen Aktionen hat sogar unser schöner, alter und ehrwürdiger Prater Anlaß bieten müssen. Riesige Wurzelstöcke uralter großer Bäume setzten seit längerer Zeit allen friedfertigen Entfernungsversuchen erbitterten Widerstand entgegen. Unsere Behörden pflegen stets, wenn sie sich nicht auskennen, unser Militär um Beistand anzurufen, so daß unsere Truppen auch in Friedenszeiten überaus beschäftigt sind. Auch in diesem Falle waren unsere Sappeure ausersehen, die widerspenstigen Wurzelstöcke, die für behördliche Anordnungen keine Würdigung hatten, in die Luft zu sprengen. So rückte denn eines Morgens eine zum Aeußersten entschlossene Sappeur-Kompagnie in den Prater und feuerte mit Dynamon und Dynamit, oder wie sonst die liebenswürdigen Erfindungen menschlichen Geistes heißen mögen, die den Zweck haben, sich seiner Mitmenschen auf kürzeste und umfassendste Weise zu entledigen, die Wurzeln, die manchmal seit Jahrhunderten den Schoß der guten Mutter Erde fest umklammert hielten, in die Luft. Eine alte Pappelwurzel allerdings ließ sich nicht einmal durch Dynamit überreden, das altgewohnte Erdreich zu verlassen, so daß vielleicht noch eine regelrechte Belagerung gegen die Eigensinnige eröffnet und gegen sie ein kleines Armeekorps mobilisirt werden wird.

Der gefürchtete, bei den Witzblättern sehr beliebt gewordene „Bauernschreck", gegen den ebenfalls Militär aufgeboten war, ein gefräßiges, fabelhaftes Unthier, das seit vielen Monaten auf den Höhen Steiermarks sein Unwesen trieb, Viehherden dezimirte und ganze Schwärme abenteuerlichster Gerüchte zum Aufflattern brachte, aber nie so gefällig war, sich zu einem längeren Interview herbeizulassen, soll jetzt endlich erlegt worden sein und sein monatelanges Inkognito gelüftet haben. Es stellte sich dabei heraus, daß der oft gesehene Löwe ein Wolf war, also sozusagen weniger zur Aristokratie als vielmehr zur breiten Masse der Raubthiere gehörte. Nachdem wochenlang alle Fachmänner, wirkliche und solche, die es nur von Augenblicks Gnaden waren, vernommen wurden, aus dem unerschöpflichen Borne ihrer Erfahrungen ihre zahllosen Ansichten tropfen ließen und das gesuchte Thier als alles mögliche klassifizirten, hätte es mich wirklich gar nicht mehr gewundert, wenn sich der Uebelthäter etwa als ein ausgewachsener Walfisch erwiesen hätte.

Der Tempel der Völker Oesterreichs wurde vor einigen Tagen nach mehrwöchentlicher Vertagung wieder eröffnet und das hohe Haus, wie das Abgeordnetenhaus nach einem alten Sprachgebrauche noch immer genannt wird, obwohl es schon ziemlich tief steht, spielt dieselbe Handlung, nur drei Wochen später. Vielleicht ist es der letzte Akt. Eine Groteske auf die Konstitution, die sich bei uns ohnehin keiner besonderen Konstitution erfreut und alle Augenblicke ein paar Löffel ministeriellen Absolutismus zu sich nehmen muß, um weiter zu kommen. Das Staatsschiff geht also wieder einer stürmischen Fahrt entgegen und einige Seekranke werden wieder ausgeschifft werden. Ist unsere Konstitution noch schwankend, so steht dagegen, nach Versicherung von Fachleuten, unsere Korruption in voller Blüthe. Das ist eine Krankheit, die um sich greift wie die Masern, nur daß die von der Krankheit Betroffenen sehr gut aussehen und sich bestens Wohlsein erfreuen, ja gerade wegen der Korruption, von der sie ergriffen wurden, in der Lage sind, sich durch gute Kost besonders zu kräftigen. Augenblicklich ist wieder von einer großen Korruptions-Affäre die Rede, wonach ein tschechischer Abgeordneter mit der Regierung in einem zarten Verhältnis stehe und ihr Nachrichten über geheime Konferenzen von dem häuslichen Herde des betreffenden parlamentarischen Clubs bei seinen vertraulichen Stelldicheinen im Ministerium überbringe. Es werden auch die Preise hierfür genannt, die mir allerdings im Hinblick auf die für solche Dinge nicht ungünstigen Verhältnisse etwas hoch gegriffen erscheinen, wenn ich auch über die gegenwärtigen Durchschnittspreise für derlei intime Liebesdienste vertraulicher Natur, wie ich völlig unentgeltlich und doch im Vertrauen mittheile, nicht orientirt bin. Diese Affäre, die die bekannte galizische, in der ein Minister einem Abgeordneten eine Grube graben wollte und sich dann selbst hineinlegen mußte, in kurzem ablöste, hat allerdings mit den heftigsten Anschuldigungen erst begonnen, aber doch gleich eine Reihe anderer pikanter Geschichtchen aus den Schlafzimmern unserer inneren Politik gebracht. Man weiß nicht, wie all' das ausgehen wird. Aber man weiß, daß die österreichischen Regierungen seit Jahren der kraftvollen staatsmännischen Persönlichkeit entbehren und, da es ihnen selbst an Ideen fehlte, auf die Idee kamen, die Ideen anderer zu kaufen. Leider waren es die Ideen ihrer Gegner. Ein wirklicher Gelegenheitskauf, bei dem der Käufer das schlechteste Geschäft macht, denn er kann mit der gekauften Ueberzeugung des Gegners nichts anfangen und hat bald wieder eine Opposition, die er wieder erwerben muß, so daß die Regierung schließlich nur das Clearinghouse der Opposition wird und eine Menge ziemlich werthloser Ueberzeugungen theuer erworben hat, die es niemals an den Mann bringen kann.

Friedfertiger ließen sich die Tempel der Kunst und Wissenschaft an. Der berühmte amerikanische Austauschprofessor G. St. Fullerton hielt unter großen Ehren seine Abschiedsvorlesung und schied von der Wiener Universität als vom Kaiser ernannter Honorarprofessor dieser Hochschule, im Theater in der Josefstadt erzielte die amerikanische lustige Komödie James Montgomery's „Was glänzt ist Gold" einen sehr lebhaften Heiterkeitserfolg, und ein eigener erfolgreicher Huneker-Abend machte das Wiener Publikum mit der interessanten Persönlichkeit des amerikanischen Publizisten James Huneker bekannt. Das Burgtheater gab Arthur Schnitzler's „Der einsame Weg", ein von Deutschland aus schon bekanntes Schauspiel: Düster und grau wie ein Spätherbsttabend, wann einem ein kalter Reifwind fröstelnd macht und gleichfarbiger Nebel wesenlos an uns herabzugleiten scheint. Das Stück, das kein rechtes Theatertemperament hat, wird ziemlich stimmungslos gespielt. Herr Walden und Frau Bleibtreu verdienen an erster Stelle genannt zu werden. Die „Neue Wiener Bühne" wartete mit einer funkelnagelneuen Novität auf: „Das dumme Glück", ein Lustspiel von Raoul Auernheimer und Leo Feld. Eigentlich eine Groteske, die die Protektionsgeschichten, die um Amt und Würden herumgehen, satirisch glossirt. Ein paar Liebeshändel sorgen für den Schein des Gemüths machen sich im letzten Akte zu breit, wo das dumme Glück des unberechenbaren und unberechneten Erfolges seine Begünstigten verläßt und das gescheidte Glück des fröhlichen Genießens sich einstellt. Die nicht starke Handlung genügt als Unterlage für den feingeschliffenen Dialog, dessen witzige Pointen und Eleganz ein Lächeln des Verständnisses finden. Es ist der Hauptvorzug der neuen Komödie. Er athmet den Esprit des Wieder Feuilletons, in ihm glühen hunderte von kleinen Lämpchen, die zu einem effektvollen Arrangement vereinigt sind. Man freute sich, den ehemaligen Hofschauspieler Herrn Korff als eleganten, weltmännischen und dabei doch lebenskluge Diplomaten wieder zu begrüßen, ebenso die distinguirte Frau v. Hagen, das zierliche Frl. Michalek aus München und Herrn Jensen, dessen Begabung längere Zeit brach gelegen. Neben diesen Gästen fielen im heimischen Ensemble die Herren Pointher und Großmann auf. „Die himmelblaue Zeit" von Paul Wertheimer und Richard Batka, Musik von Oskar Strauß, stellte sich in der Volksoper als Wiener Singspiel vor. Die Volksoper verleiht gewöhnlich den Operetten taxfrei den Titel Singspiel, weil sie nach den Statuten keine Operetten aufführen darf, sie aber aus geschäftlichen Gründen immer gerne aufführen will. „Die himmelblaue Zeit" benützt die noch immer herrschende Vorliebe für das Alt-Wiener Milieu. Textdichter und Komponist winden sich gegenseitig um die Wette Biedermeierkränze, flechten auch ein bischen himmelblaue Handlung hinein, die das bekannte Liebesverhältnis der Tänzerin Fanni Elßler mit dem Staatsmanne Gentz auf die Bühne bringt. Diese Liebesgeschichte und ein kleines Revolutiönchen in Baden bei Wien, die die Elßler mit ihrer Kunst bezwingt, sorgen für die dramatische Spannung, die nur leider ebenfalls zu wenig intensive Farbe hat und mehr blaßblau ist. Oskar Straus hat einige Tropfen offenbachschen Blutes in seinen Adern und wäre der rechte Mann für eine moderne parodistische Buffonnerie, stellt daher in diesen Salon etwas behäbiger Spießbürgerlichkeit imitirte musikalische Biedermeiermöbel. In der Noth eilen ein paar Walzer aus dem „Walzertraum" herbei und geben der Sache ein bischen Schmiß und schwingen das Singspiel zu einem freundlichen Erfolge. Frl. Engel singt und tanzt die Elßler mit viel Theaterinstinkt, Frl. Musil ist ein fesches, schnippisches Stubenmädchen aus Alt-Wien mit modernster Lingerie. Das Nonacher-Theater hat sich diesmal ein Ausstattungsballet, „Anderfen", verschrieben, das Oskar Nedbal vertont hat. Die Handlung des Buches von den tschechischen Schriftstellern L. Novak und J. Kvapil (deutsch von E. Kläger) ist phantastisch und verwendet die Figur des Märchendichters und Märchenmotive, ist sonst nicht viel anders als die landläufigen Balletbücher, die gewöhnlich gerade in dem Momente unverständlich werden, wenn man glaubt, die Handlung verstanden zu haben. Aber das Buch bietet Anlaß zu glänzender Ausstattung und die Musik zeigt so viel Musikempfinden, feine Faktur und rhythmischen Schwung, daß man die Bekanntschaft mit dem neuen Ballete zu den recht angenehmen zählen kann. Wieder einmal hat man die Freude, Girardi in einer rechten Girardi-Rolle zu sehen, nicht in einer jener vielen imitirten, die vor weinerlicher Sentimentalität ganz übergehen, sondern in einer, in der sich Linien charakterisirender Zeichnung finden. Die Herren Rudolf Oesterreicher und Wilhelm Stärk haben drei Rollen mit viel Geschick zurechtgezimmert und das ganze „Das dumme Herz", ein Operettencyklus, genannt. Die Musik ist von Ziehrer, mit Verwendung eigener älterer Kompositionen. Girardi spielt die drei Hauptpartien in den drei Bildern, die Episoden aus dem Leben dreier Brüder zeigen. Einmal einen Uhrmacher, eine Art Halbbruder des Valentin, das anderemal einen Abgeordneten und das drittemal einen Amtsrichter, speziell die letzten mit einer prächtigen Maske, einer Deutlichkeit der Charakteristik, einer Schärfe des Details, die einem schon lange Zeit nur mehr wie eine Erinnerung an Girardi vorkam. Man kann nun ein Wiedersehen feiern. Der musikalische Schlager, ein Couplet „Die Freundin und der Freund", ein echt wienerischer Bänkelsang (nach einer älteren Ziehrerischen Polka) im Zweivierteltakt mit heurigenmäßiger Guitarrebegleitung findet sich im zweiten Akte. Echt wienerisch! Das Wort drängt sich einem auch nach langer Zeit wieder den ganzen Abend auf. Eine Musik, die noch den heimlichen Duft der Wiener Umgebung verräth, Melodien, die Wiener Waldesluft athmen, darum so gar nicht neurasthenisch und mondain sind. Das Publikum hat auch mit dieser Musik ein Wiedersehen gefeiert und sie wie einen guten alten Bekannten, der lange Zeit krank war, begrüßt.

Der Fasching ist also vorüber und auch jener Mittwoch, an dem das große Fasten und das große Bereuen beginnt, obwohl man ohnehin gleich nach jedem Balle sehr bitter zu bereuen pflegt, der Garçon, weil er hinging, ohne sich unterhalten zu haben, der Ball- und Familienvater, weil sich das ausgegebene Ballkapital nicht mit einem Bräutigam verzinst hat. Der Kulturmensch braucht aber wenigstens nicht mehr nachzudenken, wie er sich am Abend verkleiden soll, damit er nur ja nicht erkannt werde, und der Gatte braucht nicht mehr das Leid seiner Gemahlin über das regelmäßig verpfuschte Ballkleid zu theilen, um es zu halbiren. Dafür wird jeder durch die mit dem Fasching in Zusammenhang stehenden Auslagen, deren Rechnungen gerne zu den Fasten präsentirt werden, in den Zustand der nothwendigen Zerknirschung gerathen und braucht sich nicht erst durch eine Fastenpredigt erschüttern zu lassen.

— Im Pariser Louvre wird kein Gemälde eher als zehn Jahre nach dem Ableben des betr. Malers aufgehängt.

— Die Sonne liefert der Sahara eine Hitze, mit der sich dieselbe Energiemenge wie mit 13 Billionen Tonnen Kohlen erzeugen läßt.

— Schon der alte Demokrit hat bewunderungswürdiger Weise erkannt, daß die Milchstraße eine Anhäufung von Sternen sei.

— Der Apfelexport der Vereinigten Staaten beträgt jährlich über eine Milliarde Mark.

— Die größte Statue, die es giebt, ist die Peters des Großen in St. Petersburg. Ihr Gewicht soll 10,000 Doppelcentner betragen.

— Man beutet noch Platinseifen aus, die auf 1000 Kilo Rohmaterial nur 3 bis 3½ Gramm Metall ergeben.

— Eine einzige Donau-Insel, „die große Schütt", zählt beinahe 200 Ortschaften.

— Die Arbeitsbienen leben sechs Monate lang, die Drohnen nur vier Monate, die weiblichen Bienen aber vier Jahre.

Von **August Spanuth.**

Wagner-Kultus in Berlin nach Freiwerdung der Musikdramen. Aus dem Theaterleben.

Musikalisch steht Deuschland im Zeichen der Wagner-Ausschlachtung. Von überall her wird berichtet, daß die „Parsifal"-Aufführungen Geld in die Kasse bringen. Von Halle kommt die Nebenmeldung, daß dem dortigen Direktor die „Festspiel"-Preise vom Magistrat verboten worden sind, nachdem er bei den ersten drei ihm zugestandenen Extra-Vorstellungen zwanzigtausend Mark Profit in die eigene Tasche stecken konnte. Darnach, meint der Magistrat, sei er verpflichtet, der Bürgerschaft den Genuß der „Parsifal"-Vorstellungen zu gewöhnlichen Preisen zu ermöglichen. Ueberhaupt scheint die Vorliebe für „Parsifal" nicht durchweg so weit zu gehen, daß man bereitwilligst ein beträchtliches Draufgeld zahlt; und dafür, daß Parsifal doch noch lange nicht daran denken kann, mit Caruso in die gleich hohe Preisklasse zu kommen, hat man ja in Wien einen schlagenden Beweis erhalten. Hier in Berlin giebt das Deutsche Opernhaus wöchentlich mindesten drei „Parsifal"-Vorstellungen, und im Königlichen Opernhause rüstet man sich auch schon wieder auf eine längere „Parsifal"-Serie. Ob bis zum Sommer noch mehrere solche Serien nöthig werden, läßt sich noch nicht sagen, aber wahrscheinlich ist's schon.

Uebrigens macht man Ernst damit, der jüngsten Metropole auch so etwas wie eine Sommersaison zu verschaffen, und der Verein für den Fremdenverkehr hat von der Generalintendanz die Zusage zur Mitwirkung erhalten. Hübsch liest sich die offizielle Anzeige dieses fremdenverkehrlichen Vereins: „im unmittelbaren Anschluß an die Frühjahrsparade kommt in der Königlichen Oper „Parsifal" zur Aufführung" u. s. w., es fehlt nur noch eine Mittheilung darüber, ob der Kaiser außer bei der Parade auch beim Parsifal zugegen sein wird. Jedenfalls soll aber mit allen Kräften daran gearbeitet werden, daß mehr Fremde, und besonders Amerikaner, zum Frühsommer nach Berlin gezogen werden. Wozu haben wir denn auch die vielen schönen und modernen Hotels, wenn sie nicht einmal zur Reisezeit überfüllt sind!

Aber bleiben wir noch eine Weile bei der Wagner-Angelegenheit. Daß sich die Anziehungskraft des „Parsifal" schon sehr bald und d ann ziemlich stark vermindern wird, darüber sind sich so ziemlich alle Leute vom Theaterfach einig: wenn die Neugierde erstmal allseitig befriedigt worden ist, werden viele ihn langweilig finden. Einstweilen verbietet den meisten noch der Respekt, das offen zuzugeben, aber gegähnt haben sie in der Vorstellung dennoch. Dagegen bleibe ich bei meiner Prophezeiung, daß für ein, zwei oder auch drei Jahre die Nachfrage nach anderen Wagner-Opern sich noch steigern wird. Ganz besonders in Berlin. Das ist auch begreiflich. Bisher durfte Wagner nur im Königlichen Opernhause aufgeführt werden, und im Sommer, sofern die Intendanz es gestattete, im alten Kroll'schen Stallgebäude, später Neues Königliches Opernheater genannt. Dort walteten für zwei Monate dann mehr oder weniger, meist sehr viel weniger gute, flüchtig zusammengestoppelte Gesellschaften des schwierigen Opernamtes. Eine Statistik hat auf Grund sorgfältigster Nachforschungen nachgewiesen, daß von den vier Millionen Menschen, die Groß-Berlin ausmachen, höchstens zwanzigtausend das Königliche Opernhaus von innen gesehen haben, und die Hälfte davon auch nur bei ganz vereinzelten Gelegenheiten. Die sehr vielen Plätze, die Beamten- und Offizierskreisen für geringere Bezahlung zur Verfügung gestellt werden, lassen nur sehr wenige für das „große" Publikum übrig; und da sie nach Berliner Verhältnissen sehr theuer und sehr schwer zu erlangen sind, gehen davon noch die meisten — durch die Hotel-Portiers — in die Hände der Fremden. Man kann also den Heißhunger begreifen, den die Hunderttausende bislang übergangener Bürger jetzt auf Wagner haben, da er auch anderwärts zu haben ist. Sogar für die Zeit, wenn im Sommer das Deutsche Opernhaus die Pforten schließt, ist jetzt schon für reichliches Angebot gesorgt. Im Theater des Westens, wo alle paar Wochen eine andere nichtsnutzige Operette herauskommt, die am nächsten Morgen zwar als ein „wirklicher Erfolg" angepriesen wird, aber nach kurzer Laufbahn doch wieder verschwindet, will man im Juni und Juli mit einer erlesenen Gesellschaft — deren Mitglieder aber bislang noch namenlos geblieben sind — den „Ring des Nibelungen" nicht weniger als zehnmal geben. Zu billigen Preisen — und das ist die Hauptsache. Wenn diese Aufführungen nicht geradezu spottschlecht sind, ist der finanzielle Erfolg im Voraus gesichert. Das Theater des Westens faßt sechszehnhundert Sitzplätze, und davon sind bereits je tausend für jede dieser vierzig Vorstellungen von Vereinen in Beschlag genommen. Na, und die übrigen sechshundert wird man leicht genug loswerden. Ob sich solch' ein Geschäft dann aber im nächsten Sommer abermals wird machen lassen, ist immerhin zweifelhaft, denn wenn das mächtige Deutsche Opernhaus erst einmal mit seinem Wagner-Repertoire fertig geworden ist, wird es in der Lage sein, den Hunger von ganzen Heerden begeisterter Wagnerianer stillen zu können.

Vor der Hand scheint man in diesem Charlottenburger Opernhaus die Parole Eile mit Weile ausgegeben zu haben; und das halte ich für eine weise Parole. Hat doch bis jetzt die Berliner Kritik im Großen und Ganzen noch die Neigung gezeigt, Mängel bei Vorstellungen in diesem bürgerlichen Opernhause sehr viel kräftiger anzustreichen, als wenn sie in dem feudalen Opernhause unter den Linden vorkommen. Die Charlottenburger Direktion weiß also offenbar, daß sie schon Ausgezeichnetes leisten muß, wenn sie bei dem unvermeidlichen Vergleich nicht schlecht abschneiden möchte, und darum nimmt man sich die Zeit zu gründlichsten Vorbereitungen. Bis jetzt hat man lediglich „Die Meistersinger" herausgebracht, also das schwierigste Werk von Wagner, und Niemand konnte parteilich genug sein zu behaupten, das sei eine unzulängliche Vorstellung gewesen. Manche, die sich von Rücksicht gegen das ältere Königliche Institut frei wußten, lobten sogar mit Vehemenz und wurden sanguin beim Ausblick auf die weiteren Charlottenburger Wagner-Aufführungen. Wer sich ganz frei ausdrücken will und darf, wird wohl zugeben, daß nur in einem einzigen wesentlichen Punkte die Aufführung unzulänglich war, in allen anderen aber sich sehr wohl mit der gebräuchlichen „Meistersinger"-Aufführung unseres Königlichen Instituts messen konnte. Der vortreffliche junge Krasselt, der früher als Cellist im „Boston Symphony Orchestra" gesessen und nun einer von den drei Kapellmeistern des Deutschen Opernhauses ist, muß es sich gefallen lassen, für jene Unzulänglichkeit verantwortlich gehalten zu werden. Wenn er auch mit riesiger Sorgfalt und gutem musikalischem Verständnis alles einstudirt hatte, so ging ihm doch bei der Aufführung selbst die Herrschaft über das Dynamische verloren. Er ließ das Orchester allzu begeistert drauf los spielen und erdrückte manchmal die Stimmen vollständig. Nun, das wird wohl schon bei der zweiten Vorstellung gemildert worden sein, ja, es stellte sich schon bei der ersten Aufführung nach dem Schluß hin eine viel entschiedenere Rücksichtnahme auf die Singstimmen ein. Indessen, diese Meistersinger verlangen eben doch einen Meisterdirigenten, einen Mann von Routine, von Wagner-Routine, der Instinkt für die Elastizität der Tempi hat. Das fehlt dem jungen Krasselt noch zu sehr. Er ist aber ein solch vortrefflicher Musiker, daß er sich diese unerläßliche Eigenschaft auch noch hinzuerwerben wird. Uebrigens, außer Blech besitzt auch kein Kapellmeister der Königlichen Oper sie, und Blech giebt zuweilen einer Neigung zum Flexiblen viel zu sehr nach. Von Richard Strauß rede ich hier natürlich nicht, denn der begnügt sich bekanntlich mit dem Dirigiren der Symphoniekonzerte unserer Königlichen Kapelle, und nur bei ganz besonderen Gelegenheiten erscheint er auch einmal am Opernpult.

Krasselt's Mangel an Routine, Diskretion und Biegsamkeit wurde aber zum nicht geringen Theile aufgewogen durch die schöne Begeisterung, die Frische und Sicherheit, mit der er sich seiner Aufgabe unterzog. Wer das furchtbar kitzliche Finale des zweiten Aktes so beherrscht wie er, der kann sich schon zum richtigen Wagner-Dirigenten herauswachsen.

Ganz glorios wirkte in dieser Aufführung Knote's Walter von Stolzing. Welche Fortschritte in Tonschönheit, in Phrasirung, im Geistigen hat dieser Tenorist gemacht, seitdem er am Metropolitan Operahouse engagirt war! Rein stimmlich kenne ich keinen Tenoristen, der heute mit ihm in dieser Singrolle wetteifern könnte, und das Königliche Opernhaus zumal bleibt im weiten Abstande dahinter zurück. Man darf garnicht an die harte, zähe Kommandostimme eines Kirchhoff denken, der den Walter bekanntlich den Bayreuther Autoritäten zu dank gesungen hat. Werner Engel aber ist zwar noch nicht überlegen genug als Hans Sachs, wird aber mit seinem ganz ungewöhnlich schönen Bariton und mit seiner kultivirten Art zu singen, bald in den Charakter völlig hineingewachsen sein. Die Chöre bedecken sich mit Ruhm und die Inscenirung verdient aufrichtige Anerkennung. Da war nichts gespart worden, da hatte Geschmack gewaltet, kurz, diese Inszenirung war der anspruchsvollsten Hofbühe würdig.

Nun werden „Rheingold" und „Die Walküre" von Kapellmeister Ignaz Waghalter, „Siegfried" und „Götterdämmerung" aber von Kapellmeister Möricke vorbereitet. Man ist allgemein gespannt auf den nächsten Wagnerabend in Charlottenburg.

* * *

In aller Eile noch ein paar Mittheilungen über die Theater, die ich in der letzten Zeit ein wenig vernachlässigen mußte. Aber ich glaube nichts Besonderes verfehlt zu haben. Das Künstlertheater „Sozietät" scheint zwar endlich sein lang begehrtes Zugstück gefunden zu haben, indessen hat es seinen Ruhm mit der Wahl dieses Rosen'schen „Cafard" nicht gemehrt. Bei Ihnen würde man's vielleicht als Bowery-Melodrama bezeichnen; jedenfalls ist „Cafard" gerade so wirkungsvoll wie ein solches; man muß ihm blos die naive Empfänglichkeit eines Theaterbesuchers entgegen bringen, der unter allen Umständen einen „Thrill" wünscht. Außerdem ist „Cafard" — so heißt jener Furor, vielleicht eine Art von Tropenkoller, der die armen Soldaten der Fremdenlegion ergreift, wenn sie gar nicht mehr ein und aus wissen, — höchst aktuell. Lesen wir doch fast täglich in den Zeitungen von den Missethaten französischer Werber, die bald einzeln, bald in ganzen Gruppen, deutsche junge Männer zur Fremdenlegion verlocken. „Cafard" wird den abenteuerlustigen Jungens nun vielleicht einen heilsamen Abscheu vor dem Leben in jener afrikanischen Truppe einflößen, ähnlich vielleicht, wie jene „Schiffbrüchigen" von Brieux geeignet sein sollten, junge Sünder aus reiner Angst auf den Pfad der Tugend zurückzuschrecken. Und wenn das nicht geschieht: wo steckt dann der Segen solcher sensationeller Bühnenstücke? Lediglich die Kasse des Direktors empfindet irgend welchen Segen, im übrigen verroht solche Darbietung den Geschmack, und ganz und gar nicht verträgt sich solch' ein derbes Sensationsgemälde mit dem vornehmen Ziel, das sich grade dieses Künstlertheater (Sozietät) — diese „Sozietät" gehört nämlich zum offiziellen Titel — gesteckt hatte. Aber verzeihen wir ihm die Extratour, vorausgesetzt, daß es bei dieser einen Tour bleibt. Auf die Dauer werden's ja die vortrefflichen Schauspieler des Instituts gar nicht aushalten, solche Sensationspuppen darzustellen.

Max Reinhardt, der fast ganz aufgehört hat, in seinen Kammerspielen dem deutschen Drama zu huldigen, brachte dieser Tage zum ersten Male Knut Hamsun's „Vom Teufel geholt" auf die Bühne. Es ist ungewöhnlich schwierig, dem Leser, der's nicht gesehen hat, eine Idee von diesem merkwürdigen und gewiß nicht unbedeutenden Stück zu geben, das aber dennoch als Drama fast unmöglich ist. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein beispiellos mannstolles Weib, vor der Ehsold dargestellt. Diese gefährliche nicht-Schöne treibt ihre vielen verschiedenen Liebhaber auf irgend eine Weise in den Tod, sei es durch den Biß einer Giftschlange oder durch Selbstmord. Sie selbst aber muß sich endlich in ihrer Brunst mit einem „Coon" begnügen. Freilich sind die einzelnen Charaktere Zeugen für Knut Hamsun's eigenartige Beobachtungsgabe, und auch die unerquicklichsten Männercharaktere machen durchaus den Eindruck der Lebensmöglichkeit, des Geschehenen. Aber die Umständlichkeit, das Breittreten der einzelnen Situationen ermüdet doch sehr stark, und trotz einiger ausgezeichneter schauspielerischer Leistungen, — wie jener heruntergekommene, trinksüchtige alte Musiker, den Moissi spielt — wird sich das Stück ganz gewiß nicht auf der Bühne halten können. Die Ehsold, der die weibliche Hauptrolle eigentlich ausgezeichnet liegen sollte, war nicht immer so überzeugend, wie man's des Dichters halber hätte wünschen mögen.

Aber in dem größeren Hause Max Reinhardt's, im Deutschen Theater, wird etwas Denkwürdiges und Preisenswerthes geleistet: dort vertieft man sich immer mehr in einen beispiellosen Shakespeare-Cyklus. Hoffentlich werden Sie nicht von mir verlangen, daß ich mir alle diese Shakespeare'schen Dramen nacheinander hätte anhören sollen, aber ich habe immerhin genug davon gesehen, um Ihnen das nächste Mal eine hinreichend orientirende Beschreibung davon geben zu können.

Wie Madame Curie das Atomgewicht des Radiums bestimmte.

Aus wissenschaftlichen Kreisen wird geschrieben: Wenn wir heute wissen, daß das Radium eines jener chemischen Elemente ist, die ein außerordentlich hohes Atomgewicht besitzen, so kommt uns kaum zum Bewußtsein, welcher Schwierigkeit es Herr zu werden bedurfte, um die an sich einfache Thatsache des Atomgewichts beim Radium festzustellen. Zum ersten Mal versuchte man die Bestimmung des Atomgewichtes des Radiums im Jahre 1902, wobei 9 Centigramm zur Verfügung standen. Eine ganze Zeit lang hatte man als Atomgewicht des Radiums 225 angenommen, bis diese Zahl durch die sehr genaue Untersuchung und Bestimmung der Entdeckerin des Radiums, der Frau Curie, umgestoßen wurde. Baron Rothschild stellte der berühmten Forscherin zehn Tonnen Joachimsthaler Pechblende zur Verfügung. Aus deren Verarbeitung gingen 4 Decigramm Radiumchlorid hervor, mit denen es gelang, das Atomgewicht auf das allergenaueste festzustellen. Die Aufgabe der Gelehrtin war um so schwieriger, als man bei der Bestimmung des Gewichtes zu berücksichtigen hatte, daß das Radiumchlorid in hohem Maße Wasser anzieht und schon beim Wiegen sich auf diese Weise das Gewicht höher stellt.

Heute, nach den eingehenden Bestimmungen der Frau Curie ist das Atomgewicht des Radiums auf 226,18 festgestellt, d. h. wenn man als Einheit des Atomgewichts das Atomgewicht des Wasserstoffes = 1 setzt, dann ist ein Atom Radium 226,18 mal schwerer als Wasserstoff. Damit erreicht das Radium ein selten hohes Atomgewicht, das nur noch von zwei Elementen übertroffen wird, nämlich vom Thorium mit einem Atomgewicht von 232 und dem Uran mit einem Atomgewicht von 239,5. Platin und Quecksilber rangiren demnach ziemlich weit hinter dem Radium, da hier die entsprechenden Atomgewichte 194,8 und 200,3 lauten. Bei Gelegenheit der Atomgewichtsstimmung gelang es Frau Curie auch, ein genaues Spektrum des Radiums herzustellen. Auch diese Aufgabe schien anfänglich auf die größten Schwierigkeiten zu stoßen, so waren es besonders die letzten Barium-Reste, die sich nur schwer ausscheiden ließen. Man konnte aber feststellen, daß die fast vollkommene Unlöslichkeit des Bariumsulfats noch von der des Radiumsulfats übertroffen wird.

Die Tonhöhe der Vogelstimmen.

Ueber die Tonhöhe der Vogelstimmen haben sich Musiker und Vogelforscher bisher nicht einigen können. Die Musiker hielten es mit dem Balladenmeister Loewe, der — auf sein ja enorm entwickeltes absolutes Tongehör sich verlassend — behauptet hatte, daß der Vogelsang im mittleren Europa bis zur sechsgestrichenen Oktave sich aufschwingen könne, die Ornithologen hinwiederum schwuren auf Hoffmann, der mit einem Stimmpfeifchen zum Studium der Wald- und Wiesensänger ausgezogen war und Loewes Angaben als sehr übertrieben abgelehnt hatte; die meisten Töne bewegten sich nach ihm zwischen dem zwei- und viergestrichenen C, ja fast alle Vogeltöne ließen sich angeblich innerhalb dieser beiden Oktaven unterbringen, nur das Goldhähnchen ginge mit etlichen schrillen Lauten darüber. Cornel Schmitt und Hans Stadler nahmen sich diese Uneinigkeit zu Herzen, beschlossen eine gründliche Nachuntersuchung des ganzen Gebietes und machten zu diesem Zweck eine Reise durch die zoologischen Gärten von Frankfurt, Hamburg und Amsterdam, um möglichst viele Arten in größter Nähe aushorchen zu können. Da es nun aber selbst einem sehr feinen Ohr fast unmöglich ist, die absolute Höhe eines Tones, der unter dem großen C und über dem viergestrichenen B liegt, genau zu bestimmen und auch die üblichen Pfeifchen bei Anspruch auf große Genauigkeit versagen, griffen sie zu Orgelpfeifen und benutzten vom Salizionalregister den C-Dur-Dreiklang vom viergestrichenen G an bis zum sechsgestrichenen C.

Das Ergebnis der Studienreise wird in den „Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern" mitgetheilt und ist überraschend. Schmitt und Stadler fanden, daß die Tonproduktion allein der heimischen Vögel sich durch sieben Oktaven bewegt, daß einige exotische Vögel dieses Gebiet aber um zwei weitere Oktaven überschreiten, von denen eine der untersten, die andere der obersten Stufe sich anschließt. Die überhaupt tiefsten Töne, die gehört wurden, werden von dem straußartigen Emu und dem Buntkukan produzirt. Sie reichen bis in Tiefenlagen des zweiten Basses, nämlich bis zum großen B und C. Die höchsten Töne hingegen werden vom Goldhähnchen und Wiesenpieper